

MARIE AUGUSTA NEAL

geboren 1921, ist Bachelor of Arts (Emmanuel College, Boston), Master of Arts (Boston College) und Doktor der Philosophie (Soziologie, Harvard Universität 1963). 1970 bis 1971 war sie Forschungsleiterin der Studie für Katholische Erziehung in Südafrika, 1969 Gastprofessor für Soziologie an der Universität von Kalifornien zu Berkeley, 1973-1975 an der Harvard Universität, 1974 erhielt sie eine

Zuwendung der Ford-Stiftung für die Studie über die Frau in der Gesellschaft, 1971-1972 war sie Präsidentin der Vereinigung für Religionssoziologie, 1969-1972 war sie im Beirat der amerikanischen Bischofskonferenz. Sie veröffentlichte u.a.: *Values and Interests in Social Change* (Prentice Hall 1965), *Catholicism in America*: W.G. McLaughlin, R.N. Bellah (Hrsg.), *Religion in America* (1968), *How Prophecy Lives: Sociological Analysis* 1972, *Women in the Sociology of Religion: Sociological Inquiry* 1974.

Jean Lemaire
Evelyne Lemaire-Arnaud
Die katholische
Sexualitätsvorstellung
von den Ehekonflikten
her gesehen

Die katholische Eheberatung ist erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit vor allem in Nordamerika und Westeuropa aufgekommen, und ihre systematische Einführung sowie die theoretische Reflexion über diese Praxis ist noch neueren Datums. Zumeist handelt es sich dabei um ein Eingreifen auf psychologischer Ebene, um das von einem der beiden Ehepartner nachgesucht wird, und die Rolle des Eheberaters besteht in erster Linie darin, eine psychologische Hilfe, eine nichtdirektive Beratung zu bieten. Er sucht den Ratsuchenden in den Stand zu setzen, sich über das Bild, das er dem Partner gibt, über die Wirkungen, die sein Verhalten auf ihn ausübt, klarzuwerden und ein wenig Abstand zu gewinnen. Dadurch kommt es oft zu einer heilsamen Änderung seiner Einstellung zum Partner, über den er sich von vornherein zu beklagen kommt.

In andern Fällen suchen, vor allem in neuester Zeit, beide Ehepartner gleichzeitig um Beratung nach. Eine solche Unterredung mit beiden ermöglicht es dem Therapeuten, die im allgemeinen mangelhafte Kommunikation zwischen den beiden Partnern zu erleichtern; durch diese Erleichterung werden wichtige Aspekte ihres Ehelebens entkrampft, ganz zu schweigen von den therapeutischen Auswirkungen auf sie persönlich.

Schließlich gibt es noch weitere Formen des Eingreifens, auf die man hier nicht einzugehen braucht. Doch diese kurze Einleitung läßt den not-

wendigen Zusammenhang zwischen der Praxis der Eheberatung und der klinischen Psychologie zutage treten; sie macht deutlich, wie wichtig es für den Eheberater ist, die Gesetze der Psychosozialogie sowie der Psychopathologie zu kennen. Und daraus erhellt auch, wie notwendig es ist, daß der Eheberater die unbewußten Aspekte der angesprochenen Probleme wahrnehmen lernt, sind doch diese unbewußten Aspekte für die Liebesbeziehung grundlegend, aber auch wichtig in bezug auf das Verlangen des Beraters, helfend einzugreifen. Auch er muß von seinen Wünschen, seinen Vorurteilen und von seinen Normen (im viel weiteren Sinn des Wortes) Abstand nehmen können, so daß es nicht zu einer Verflechtung zwischen seinen eigenen Problemen und denen des Ratsuchenden kommt. In dieser Hinsicht bedarf der Eheberater unbedingt einer psychoanalytischen Schulung, obwohl er nie eine eigentliche Psychoanalyse auszuführen hat.

Aus der Theorie und der Praxis der Eheberatung ergibt sich die Notwendigkeit, die persönlichen Normen des Beraters, seine Ausbildung, seine kulturelle Prägung, seine philosophischen und religiösen Überzeugungen usw. in Erwägung zu ziehen. Was die allgemeine Vorstellung von der Sexualität betrifft, so ist der Katholik offensichtlich von einer sehr eigenartigen Einstellung geprägt, die ihn auf manchen Ebenen aus den andern christlichen Strömungen heraushebt. Dies tritt in seinem Alltagsverhalten zutage, besonders bei denjenigen Katholiken, die stark von der herkömmlichen Erziehung beeinflusst sind.

Welche Fragen über das Bild, das man sich allgemein von der Sexualität macht, drängen sich dem klinischen Ehepsychologen von seiner Praxis und Forschung her unwillkürlich auf? Um diese Fragen formulieren zu können, muß man vorerst eine Anzahl Fakten in Erinnerung rufen, auf die man in der Alltagspraxis der Eheberatung stößt.

Der auffälligste Sachverhalt ist die massive Kulturbildung der geschlechtlichen Betätigung. Zwar handelt es sich hierbei um ein sehr allgemein

verbreitetes Phänomen, das bei den meisten Kulturen und namentlich in der gesamten jüdisch-christlichen Kultur vorhanden ist. Doch tritt dieses Faktum mehr oder weniger ausgeprägt zutage, und bei Katholiken mit herkömmlicher Erziehung findet sich diese Kulpabilisierung auffallend massiv. Auch ist festzustellen, daß diese sich bei manchen nach ihrer Verehelichung abschwächt, was bei den Katholiken die «Ehe» ganz besonders zu einer Befreiung von Schuldgefühl werden läßt. Darum scheint die Ehe bei Katholiken eine größere psychologische Bedeutung zu haben als bei Ungläubigen. Die Psychologie und die Soziologie haben zutage gefördert, wie wichtig die verschiedenen Riten für die Entlastung der Verhaltensweisen von Schuldgefühlen sind. So begreift man, daß die aus der herkömmlichen Erziehung hervorgegangenen Katholiken ein starkes Bedürfnis haben, auf diesem Ritual zu bestehen, und daß sie auf psychologischer Ebene dazu neigen, den absoluten, endgültigen, «sakralen» Charakter der Ehe zu betonen.

Doch die Kulpabilisierung der geschlechtlichen Betätigung hat auf das Ehepaar zugleich positive und negative Auswirkungen, die oft stark miteinander verquickt sind. Man beobachtet, daß sie bei traditionalistischen Katholiken die gesamte Sexualität beschlägt und sich somit auf vielen Ebenen auswirkt. Diese Schuldgefühle finden sich, was die nähere Vorbereitung auf das Eheleben betrifft, namentlich anlässlich der Vorspiele zur geschlechtlichen Vereinigung, die ja bekanntlich sehr wichtig sind, damit der Geschlechtsakt zu einer Kommunikation unter den Partnern wird. Diese Kulpabilisierung hat oft zur Folge, daß die Ausdruckskraft der Phantasie und damit auch die Befriedigung, die man im Verlauf des Geschlechtsaktes vom Partner erhält oder ihm gibt, eingeengt wird. Ein solches Nichtbefriedigtwerden beim Partner wird von vielen als Grund dafür angegeben, daß man nach außerehelichen Erlebnissen sucht.

Das Schuldgefühl, das man bei Zärtlichkeitsgesten im Lauf des täglichen Lebens mehr oder weniger bewußt verspürt, wirkt sich ebenso verkrampfend aus. Noch wichtiger vielleicht ist die Verkrampfung, die sich bei traditionellen Katholiken in der entfernteren Vorbereitung auf das genitale Leben findet, vor allem beim Mittelstand in städtischem Milieu. Die fortschreitende Entdeckung des Leibes des andern und seiner erotischen Ansprechbarkeit wird oft als Schuld empfunden, selbst wenn die Partner deren Notwendigkeit und Bedeutung erkannt haben. Selbstverständlich finden sich solche verkrampfende Wir-

kungen nicht bei allen; sie hängen letztlich mehr von der psychischen Struktur der betreffenden Menschen als von ihrer Religionszugehörigkeit ab. Einige zwanghafte Tendenzen, die man immer wieder antrifft – Skrupeln, Haften am Buchstaben des Gesetzes, Geistesstarrheit, Sicherungsbestreben, Überprüfungszwang – gehen im allgemeinen mit der Betonung des Schuldcharakters des Sexuellen Hand in Hand. Sie bilden zwar nicht ein Privileg traditionalistisch erzogener Katholiken, kommen aber bei ihnen besonders häufig vor.

Diese Sachverhalte scheinen eine doppelte Konsequenz zu haben. Einerseits hat der Umstand, daß manche Personen ihren Katholizismus und ihr Scheitern in der Ehe miteinander in Zusammenhang bringen, zur Folge, daß sie nicht nur die Geltung der Moral im Bereich des Sexualverhaltens in Frage stellen – einer Moral, die sie in frühem Alter mehr durch die Kultur eingepflegt erhalten als in Überlegung sich zu eigen machen –, sondern auch ihre religiöse Praxis, ihre Kirchenmitgliedschaft, ja in gewissen Fällen selbst ihren Glauben an Jesus Christus.

Da diese zwanghaften Züge als (im allgemeinen unbewußte) Schutzmaßnahmen gegen die Angst empfunden werden, fühlen sich umgekehrt viele Personen, bei denen diese Züge sich finden, besonders zu diesem Typus des herkömmlichen Katholizismus hingezogen, welches auch ihre anfängliche Erziehung gewesen sein mag. Dieses doppelsinnige Phänomen bringt dann die Gefahr mit sich, daß sich zwischen der obsessionellen Struktur und der herkömmlichen religiösen Praxis ein immer engerer Zusammenhang bildet.

Diese Feststellungen werfen die Frage auf, wie man sich im allgemeinen die Sexualität vorstellt. Sie treffen sich mit andern Fragen, die sich von mehr theoretischen Überlegungen über die Gattenwahl und das Zustandekommen der ehelichen Verbindung aus stellen. Der Kürze halber bemerken wir bloß: Die unbewußten Affinitäten, welche die Wahl des Ehepartners einleiten, unterbauen und schließlich bestimmen, lassen sich in zwei Kategorien einteilen. Einesteils wird der künftige Partner – wie in jedem Liebesverhältnis, welches auch seine Form und seine Berechtigung sein mag: Flirt, Abenteuer, auf Dauer hin gedachte Verbindung oder Vereinigung, Ehebund – als sehnsuchtstillend oder als möglicher Gegenstand der Stillung des Verlangens empfunden.

Andernteils aber weist die Gattenwahl besondere Eigenschaften auf, die sie von andern Typen von Liebesbeziehungen unterscheiden. Diese Be-

sonderheiten hängen damit zusammen, daß kein menschliches Wesen auf psychologischer Ebene ganz vollendet ist und daß darum jeder sich unwillkürlich bestrebt, seine Einheit zu verwirklichen, seine auseinanderlaufenden Tendenzen in diese Einheit zu integrieren und sich gegen diejenigen Triebe abzusichern, die er nicht hinreichend in seiner Gewalt hat. Für die Stelle, wo sein schwächster Punkt liegt, sucht der Mensch gern Unterstützung bei einem andern, damit dieser seine Abwehr verstärke. Das «Ich» zählt auf das «Objekt», damit es gegen die unbewußten Triebe, die es nicht gut zu bändigen vermag, verteidigt. So ist die Wahl des legitimen Partners von sehr wichtigen Selbstverteidigungsmomenten bestimmt. Der Gatte soll irgendwie dem schlechtbeherrschten Trieb den Weg verlegen.

Darum haben, abgesehen von pathologischen Fällen, von denen hier nicht die Rede sein kann, die etwas haltlosen Menschen mehr als andere das Bedürfnis, ihre Abwehrmechanismen zu stärken; ihre Verteidigungsbedürfnisse bringen unwillkürlich die Tendenz mit sich, einen bestimmten Partnertypus und einen bestimmten Typus des Ehelebens mit seinen eigenen Gesetzen zu wählen.

Diejenigen zum Beispiel, die infolge dieser Fragilität ganz besonders befürchten, daß schwer zu meisternde sexuelle oder aggressive Triebregungen in ihr Dasein einbrechen, wählen gern einen Partner und einen Lebensstil, die ihre sexuellen oder aggressiven Möglichkeiten eng begrenzen. Sie klammern sich an Praktiken, die es ihnen ermöglichen, den Leib und die Sexualität von sich fernzuhalten. Dementsprechend klammern sie sich auch an Lehren, die ihres Erachtens für dieses Fernhalten eintreten. So ist die allgemeine Vorstellung von der Sexualität im landläufigen Katholizismus bei dieser Kategorie gebrechlicher Menschen gefragt, welche Partner wählen, die sich für ihre Schutzbedürfnisse eignen, so daß Ehepaare von oft sehr merkwürdiger Struktur zustande kommen.

So sind diejenigen Ehepaare, die deswegen um Rat nachsuchen, weil sie ihre Ehe nicht zu vollziehen vermögen, im allgemeinen Paare, welche die herkömmlichen Normen mühelos übernommen haben und während der Verlobungszeit keine Spannungen zwischen ihren Begierden und den offiziellen Verboten erdulden mußten. Diese Periode ihres Daseins war die beglückendste, und sie haben sie oft in die Länge gezogen. Sie kämpfen gern in den Erziehungskadern mit, die mit der Aufgabe betraut sind, junge Menschen auf die

Ehe vorzubereiten, und lassen dabei nicht durchblicken, daß es ihnen nicht gelingt, ihre Ehe zu vollziehen. Umgekehrt führt ihre «Heilung» bei jedem der beiden Partner im allgemeinen zu großer Unruhe und manchmal zu einem Bruch mit ihrer Tradition und zwischen ihnen zugleich.

Desgleichen suchen die sogenannten «idealistischen» Ehepaare um Rat nach, weil zumindest einer der beiden Partner leidet; ihre Beziehungen sind von sehr eigenartiger Natur, da sich die Verteidigungsaspekte eines jeden in einer engen gegenseitigen Abhängigkeit und einer unterwürfigen Haltung dem Gesetz gegenüber mit denen des andern verquicken. Man stellt oft fest, daß es bei einer Linderung ihrer Unruhe zu einem Bruch mit ihren einstigen Normen kommt.

Desgleichen suchen manche frigide Frauen ihre Frigidität und ihre Weigerung, sich überhaupt behandeln zu lassen, damit zu rechtfertigen, daß sie sich auf vielleicht ungeschickte Aussprüche eines Geistlichen berufen, welche die Sinnenlust und das Streben nach ihr verurteilen. Es ist jedoch zu sagen, daß jemand, der sich nicht ändern will, sich stets auf eine moralische oder logische Argumentation stützt, um diese Weigerung zu rechtfertigen, und daß sämtliche Kulturen, Philosophien und Religionen «verwendet» werden, um ihre Position zu rechtfertigen, selbst wenn diese neurotisch und krankhaft ist.

Aber es kann der katholischen Kirche nicht gleichgültig sein, daß die globale Sexualitätsvorstellung, die sich in solchen Verhaltensweisen äußert, von normalentwickelten Menschen übel vermerkt wird, so daß sie den Katholizismus mit einer Hemmung der menschlichen Entfaltung, mit der Frigidität, mit dem Scheitern von Ehen und deren schlimmen Folgen für die Kinder, mit der Kulpabilisierung der geschlechtlichen Betätigung im eigentlichen Sinn und der näheren Vorbereitung auf sie in Verbindung bringen (die unglückseligen Folgen dieser Kulpabilisierung haben wir soeben aufgezeigt).

Diese Verdächtigung der Lustwerte, die in der Liebesbegegnung enthalten sind und die Kommunikation unter den Gatten fördern, kommt inhaltungen zum Ausdruck, von denen manche Gegenstand großer Debatten waren. Wir beschränken uns hier auf einige wenige Bereiche.

Der eine von ihnen ist die *Empfängnisverhütung*. Die Angst vor einer allzustarken Zeugungsfähigkeit hat schon seit langem in der Einschränkung der geschlechtlichen Beziehungen zwischen den Partnern eine Rolle gespielt. Doch die heutige Zeit

mit ihrem Fortschritt der Medizin und der Biologie hat dieses Problem der Überfruchtbarkeit des Menschen sogar in den Ländern, wo die Geburtenziffer nicht rapid zunimmt, sehr verschärft. Wie wir von den Historikern vernommen haben, kümmerten sich die christianisierten Massen, auch wenn es unter den Theologen über diesen Punkt Dispute gab, sehr wenig um das Problem der Berechtigung der Empfängnisverhütungsmittel. Das Wissen um diese Mittel wurde wie von selbst mündlich weitergegeben. In neuerer Zeit haben die Stellungnahmen der kirchlichen Autoritäten neue Fragen herbeigeführt gerade zu dem Zeitpunkt, als die Verhütungsmittel zu einer bislang nicht erreichten Perfektion gelangten. Darum müssen die Kliniker den Theologen sagen dürfen, was sie feststellen: Der Umstand, daß viele Ehepaare die Empfängnisverhütung einschränken (oder sich diese geradezu versagen), wirkt sich auf manche Ehen zerstörerisch aus. Gewiß wird die Empfängnisverhütung an und für sich offiziell nicht verurteilt, sondern nur bestimmte Methoden, doch in der Praxis sind gerade diese wirksam und eine gewisse Sicherheit bietend, während die Unsicherheit der sogenannten «natürlichen» (oder thermometrischen) Mittel für viele Ehepaare die Verpflichtung nach sich zieht, die meiste Zeit auf die geschlechtliche Betätigung zu verzichten, zumindest dann, wenn der Ovulationszyklus der Frau nicht ganz regelmäßig ist, was bei sehr vielen der Fall zu sein scheint. Welch schwere Schädigungen dieses Quasiverbot zur Folge hat, muß man immer wieder feststellen: es führt zu einer Häufung außerehelicher Erlebnisse, die intensives Schuldgefühl erzeugen und viel folgenschwerer sind als die Abenteuer, die bei andern Ehepaaren unter einer gewissen gegenseitigen Toleranz vorkommen.

Das hat schwere Folgen für die Kinder, sind doch die kleinen Kinder, die weniger der Überlegung fähig sind, viel feinfühler für die Veränderungen in der impliziten Kommunikation zwischen den Eltern und für die latenten Unstimmigkeiten, die in dieser Verweigerung einer leiblichen Kommunikation zwischen ihnen ihren Grund haben.

Auf eine weitere Folge trifft man verhältnismäßig häufig bei den Ehepaaren, die sich an das Verbot der wirksamen Empfängnisverhütungsmittel hielten, aber nicht imstande waren, unerwünschte künftige Kinder auf die Welt zu bringen, und deshalb zum Schwangerschaftsabbruch griffen.

Auch christlich gesinnte Eheberater und Therapeuten kommen deshalb nicht um gewisse Fragen herum, wenn sie feststellen müssen, zu welchen Konsequenzen die Veröffentlichung der Enzyklika «*Humanae vitae*» in katholischen Kreisen geführt hat. Sie müssen folgende Feststellungen machen:

1. Die meisten christlichen Ehepaare kümmern sich überhaupt nicht um sie, und bei diesen hat dieses Dokument gar keinen Einfluß auf ihr Eheleben.

2. Von denjenigen, die sich von diesem Text betroffen fühlten, unterschieden offenbar viele zwischen dem, was ihnen für ihren Glauben als wesentlich vorkommt, und dem, was ihnen bloß als eine von den zölibatären Gliedern der Kirche aufgedrängte moralische Verpflichtung erscheint. Auch bei diesen hat das römische Dokument keine praktische Auswirkung auf ihr Eheleben, aber zur Folge gehabt, daß die Autorität, die sie der katholischen Hierarchie beimaßen, geschmälert wurde.

3. Bei den sehr wenigen Ehepaaren, die sich dauernd an die päpstlichen Weisungen gehalten haben, sind in erheblichem Maß die oben erwähnten Schwierigkeiten aufgetaucht, die im allgemeinen noch dadurch verstärkt wurden, daß die Geistlichen in den Jahren, die der Veröffentlichung dieses Dokuments unmittelbar vorausgingen, sehr tolerant waren.

Eine weitere Ebene, auf der die globale Vorstellung von der Sexualität zutage tritt, ist die der *vorehelichen Beziehungen*. Der zivilen Gesellschaft, hierin unterstützt von der kirchlichen Autorität, ging es um die Humanisierung des zur Welt gebrachten Kindes. Dieses Humanisierungsanliegen rechtfertigte die herkömmliche Familienstruktur und untersagte die außereheliche und selbst die voreheliche Zeugung. Heute aber schließt die allgemeine Verbreitung der Empfängnisverhütungsmittel das Empfängnisrisiko immer mehr aus, und die Kirche kann ihr Verbot nicht mehr damit rechtfertigen, daß sie sich auf diese gesellschaftliche Notwendigkeit beruft, die zu einem sogenannten sittlichen Naturgesetz geworden ist. Nun aber hat die heutige Gesellschaftsentwicklung und der allgemeine Wandel der Gepflogenheiten zur Wirkung, daß es für solche, die keine vorgängigen Erfahrungen gehabt haben, viel schwieriger wird, sich auf das Ehe- und Familienleben einzustellen. Wir wollen hier nicht behaupten, daß früher alles vollkommen war und daß es nicht namentlich dann, wenn unwissende Töchter an Männer, die sie kaum kannten, verheiratet wurden, schlimme Anpassungsprobleme gab; doch dies passierte in einer

Welt, deren gesellschaftliche, sittliche und kulturelle Normen verhältnismäßig stabil waren. Heute aber stellt man fest, daß solche, die keine sexuelle Erfahrung gehabt haben, sich größeren Risiken aussetzen als andere, wenn sie ins Eheleben eintreten. In unserer Epoche wird von den meisten Menschen und selbst in kirchlichen Kreisen die Jungfräulichkeit nicht mehr als Wert empfunden; der gesellschaftliche Druck spielt nicht mehr zugunsten des Festhaltens am eingegangenen Eheband, und die Sexualität wird als wesentliches Element für die Kommunikation unter den Partnern bewertet. Zu außerehelichen Abenteuern von gefährlichem Charakter für das Ehepaar kommt es beispielsweise häufiger bei solchen, die keine vorehelichen sexuellen Erfahrungen gemacht haben.

Dieser Sachverhalt ist anscheinend verhältnismäßig neueren Datums und findet sich gewiß nicht in gleichem Grade in den verschiedenen Ländern, die in unterschiedlichen Etappen den bekannten gesellschaftlich-kulturellen Veränderungen unterliegen. Für das Sittengebot, das geschlechtliche Beziehungen vor der Ehe verwehrt, gab es zweifellos noch andere Motive als die, die auf die möglichst gute Entfaltung des Paares und seiner Partner bedacht waren, man weiß aber auch, daß das gute Gedeihen der Kinder, um dessetwillen man für die Ehe eintritt, tief von der Qualität der Beziehung unter den Eltern abhängt. Es ist nicht die Ehescheidung an sich, unter der das Kind leidet und affektive Störungen durchmacht, sondern das beständige, überspielte schlechte Einvernehmen unter den Eltern. Die Scheidung ist nur eine mögliche, oft schwerwiegende Konsequenz davon, aber nicht immer die schlimmste.

Bei dieser Sachlage läßt sich vom Kliniker, der sich mit den Eheproblemen befaßt, an den Theologen eine Frage stellen, die die Begründungen betrifft, die für das Verbot der vorehelichen sexuellen Äußerungen zu geben sind.

Eine letzte Ebene schließlich, auf der noch ein Fragezeichen anzubringen ist, betrifft den sehr breiten Bereich der Treue und ihres sexuellen Ausdrucks. Dieses Problem greift zu weit, als daß wir es hier behandeln könnten, dennoch möchten wir es kurz skizzieren.

Wie die Eheberatungsstatistiken zeigen, suchen nur verhältnismäßig wenige Personen den Eheberater deswegen auf, weil einer der beiden Partner eine *außereheliche Beziehung* unterhält (sei es, daß der Ratsuchende selber, oder sei es – was viel häufiger der Fall ist – daß sein Partner das Monogamiegesetz verletzt). Andererseits aber weiß man,

daß solche deklarierte, bilaterale «Nebenverhältnisse» sehr oft und auf alle Fälle immer häufiger vorkommen, d. h., daß es immer mehr Eheleute gibt, die eines Tages ein sexuelles Verhältnis zu einer Drittperson eingehen, ohne daß sie dies ihrem Ehepartner verheimlichen.

Nach der klassischen Anschauung war das Aufnehmen einer sexuellen Beziehung zu einer Drittperson für das Ehepaar ein sehr schwerwiegendes Ereignis, und oft kam es deswegen sogar zum Bruch. Wie man heute feststellt, werden solche außereheliche Beziehungen als Geschehnisse erlebt, die gewiß wichtig sind, aber vor allem als Anzeichen für ein Versagen oder eine Schwierigkeit im Eheleben gesehen werden, ohne daß man sie als so schwerwiegend empfindet, wie dies noch bis vor ein paar Jahren fast immer der Fall war.

In gewissen Fällen beobachtet man, daß eine solche Erfahrung, wenn sie vorübergehend und von kurzer Dauer ist, sich zuweilen auf den betreffenden Menschen und seinen Ehepartner von dem Moment an positiv auswirkt, da sie sich miteinander aussprechen. Dies ist ganz gewiß nicht die Regel, doch läßt sich heute nur schwer eine allgemeine Antwort auf die Frage geben, ob es durch solche Erfahrungen zu einer dauernden Störung oder im Gegenteil zu einer Verbesserung im Verhältnis der beiden Gatten kommt. Auf jeden Fall müßte man, um darauf zu antworten, ganz klar zwischen einem bloßen «Seitensprung» und einem dauernden «Verhältnis» unterscheiden.

Was deutlich zutage tritt, ist dies, daß nicht so sehr im Geschlechtlichen im engeren Sinn, sondern vielmehr im gemüthhaften Aspekt des Problems der entscheidende Punkt liegt. Die Ehe wird durch eine dauernde Freundschaft eines der Partner zu einer Drittperson mehr gestört als durch eine episodenhafte außereheliche Beziehung. Somit läßt sich an den Moralisten die Frage stellen, ob man den Akzent immer auf den sexuellen Aspekt zu legen hat, wenn es darum geht, die Beziehungen zu Drittpersonen für schuldhaft zu erklären. Eine gewisse Tradition sah vom Partner nicht geteilte außereheliche Freundschaften nicht für schuldhaft an, obwohl die Erfahrung doch zeigt, wie störend sie sich oft auf die eheliche Beziehung auswirken. Warum verurteilt man ausschließlich das «Sexuelle»?

Zweitens kann man noch die Frage stellen, ob eine außereheliche Beziehung, sei sie nun sexuell oder platonisch, stets Zeichen eines Mangels an Liebe, einer ungenügenden Beachtung des Ehepartners ist. Dies ist nicht immer offensichtlich der

Fall: eine gemüthhafte oder eine sexuelle Beziehung zu einer Drittperson kann in manchen Fällen zu einem gewissen Entwicklungsprozeß führen, der zweifellos eine entsprechende Entwicklung des Ehepartners begünstigt, sich aber nicht immer auf die Ehe zerstörerisch auswirkt. Schließlich zeigt die Erfahrung auch, daß eine totale Abgeschlossenheit nach außen, wie man sie bei manchen Ehepaaren, die als einig gelten, feststellen kann und die oft durch moralische Argumente gerechtfertigt wird, zu einer Verknöcherung der Ehe, zu einem Kreisen um sich selbst, zu einem richtigen Egoismus zu zweit führt und nicht zu einer glücklichen Entfaltung der in diesem Milieu aufwachsenden Kinder beiträgt.

Aus der Gesamtheit der Sachverhalte, die wir hier kurz gestreift haben, könnte sich die Idee ergeben, daß die allgemeine Sexualitätsvorstellung, wie sie von der Mehrheit der Katholiken von heute gelebt wird, sich auf gewissen Ebenen positiv auswirkt, aber auch negative Auswirkungen hat, von denen aus sich folglich einige Fragen stellen lassen.

Liegt nicht eine Gefahr darin, daß die Kirche heute eine Sexualitätsvorstellung weitergibt, die in der Vergangenheit unbestreitbar mit der Gesamtgesellschaft zusammenhing? Worin hängt diese Vorstellung mit dem zusammen, was spezifisch christlich ist, oder worin hängt sie mit dem soziologischen Kontext der früheren Epochen zusammen? Dies ist eine Frage, mit der nicht nur die Theologen und nicht nur die Eheberater oder -therapeuten, Psychologen usw. konfrontiert sind, sondern auch alle Ehepaare, die ihr Dasein konkret zu leben haben in der Umbruchszeit, die wir durchschreiten. Nun entsteht aber bei den Christen mehr als einst ein offensichtliches Gefälle zwischen ihrem Glauben und ihrem Gehorsam den alten und erst recht den neuen Gesetzen der römischen Kirche gegenüber.

Die Feststellung, daß eine Erziehungstradition, die vom Katholizismus inspiriert und noch in

jüngster Zeit durch päpstliche Dekrete akzentuiert worden ist, bei gewissen Ehepaaren zu einer Persönlichkeitsverengung und zu einer Minderung ihrer Befähigung führt, mehr oder weniger total als Ehepaare zusammenzuleben, kann Eheberater vor ein Problem stellen.

Die Feststellung, daß es den einen und andern Menschen besser geht, wenn sie einzelne dieser Traditionen aufgeben, und daß es sich manchmal heilend auf sie auswirkt, wenn sie entdecken, daß andere ihre Sexualität mit viel weniger Schuldgefühlen leben, weil sie nicht in dieser Tradition auferzogen wurden, wirft eine Frage auf. Auch beim Christen kommt eine schwerwiegende Frage auf, wenn er feststellt, daß gewisse Personen, die in einer streng katholischen Geisteshaltung erzogen wurden, zu spät und außerhalb der Kirche Werte entdecken, die für das Dasein, auf jeden Fall für das Eheleben, grundlegend sind, und daß infolge dieses zu spät behobenen Mangels ihre gesamte Existenz endgültig beeinträchtigt worden ist.

Wenn das Salz die Kraft verliert, womit wird man ihm die Würze zurückgeben können? Am Theologen ist es, unter der Inspiration des Heiligen Geistes in seinem Schatz Nachschau zu halten, um darin zu entdecken, was noch nicht ans Licht gehoben oder begriffen worden ist – aber er säume nicht länger!

Sollen wir, um dieses Drängen zu rechtfertigen, an das anspielen, was wir von vielen Eheberatern in Europa, vor allem in Frankreich, wissen? Viele von ihnen waren von einer christlichen Inspiration her zu ihrer Berufung gelangt, aber manche werden, wenn sie über ihre Praxis nachdenken, veranlaßt, sich zu fragen – und gewisse fragen sich dies heute – ob die große Liebesbotschaft, die das Evangelium uns gebracht hat, nicht von den durch jahrhundertelange Deutungen angehäuften Ablagerungen befreit, neu entziffert und besser verstanden werden muß.

Übersetzt von Dr. August Berz

JEAN LEMAIRE

Doktor der Medizin und der Psychologie, Psychiater und Psychoanalytiker, Oberassistent an der Universität von Paris V, Gründer und ehemaliger Präsident der Französischen Vereinigung der Zentren für Eheberatung, Leiter der Publikation «Dialogue. Etudes et recherches sur les problèmes du couple». Er veröffentlichte u. a.: *Les Thérapies du Couple* (Paris 1971), *De la thérapie du couple à la thérapie par le couple* (Paris 1974).

EVELYNE LEMAIRE-ARNAUD

Psychoanalytikerin, Therapeutin am Centre Hospitalier von Versailles, Beauftragte für Arbeiten der Universität von Paris V, Verantwortliche der Forschungskommission der Französischen Vereinigung der Zentren für Eheberatung. Sie veröffentlichte u. a.: (zusammen mit Jean Lemaire) *Ehekonflikte. Ursachen und Hilfe* (Göttingen 1968).